

Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den tschechoslowakischen Schriftsteller und Bürgerrechtler Václav Havel

„Ich lebe in einem Land, in dem eine Rede das System erschüttern kann“

- Ein Wort über das Wort. Rede von Václav Havel für die Frankfurter Paulskirche
- „Macht der Ohnmächtigen“. Laudatio von André Glucksmann auf Václav Havel

„Sein integres Verhalten, sein Versuch, in der Wahrheit zu leben, sind vorbildhaft und überzeugend“, heißt es in der Urkunde, die symbolisch auf einen freien Platz in der ersten Reihe der Paulskirche gelegt wurde. Hier hätte der diesjährige Preisträger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, Václav Havel, sitzen sollen, wenn ihm die Behörden in Prag die Ausreise nicht verweigert hätten. Seine Dankesrede, die für ihn der Schauspieler Maximilian Schell verlas, und die Laudatio des französischen Philosophen André Glucksmann, der Havel als „modernen Sokrates“ würdigt, sind zwei Dokumente, in denen auf seltene Weise die wichtigsten Ideen unserer Zeit und die drängendsten politischen Forderungen unserer Tage zusammenfließen.

Frankfurter Paulskirche am 15. Oktober 1989

Ein Wort über das Wort

Die Rede von Václav Havel für die Frankfurter Paulskirche

Der Schauspieler und Regisseur Maximilian Schell trug in der Frankfurter Paulskirche die Dankrede Václav Havels vor. Einleitend sagte er: „Es war der Wunsch Václav Havels an mich, seine Rede zu verlesen, und ich danke ihm dafür, und ich grüße ihn herzlich durch diese merkwürdige Einrichtung, die wir „Fernsehen“ nennen. Ich glaube auch, wir alle, vielleicht schaut er zu. Es ist eine kleine Ironie, daß ich aus dem Osten gekommen bin, nämlich aus Moskau, und daß ich morgen wieder dorthin zurückfahre — nur, ich kann es tun, weil ich einen anderen Paß besitze. Er nennt seine Rede: „Ein Wort über das Wort.““

Der Preis, mit dem ich heute geehrt werde, heißt „Friedenspreis“ und wurde mir von Buchhändlern verliehen, also von Leuten, die sich der Verbreitung des Wortes widmen. Das berechtigt mich wohl dazu, hier einmal nachzudenken über den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem Wort und dem Frieden und überhaupt über die geheimnisvolle Macht des Wortes in der menschlichen Geschichte.

Am Anfang war das Wort, heißt es auf der ersten Seite eines der wichtigsten Bücher, die wir kennen. In diesem Buche bedeutet es, daß die Quelle aller Schöpfung das Wort Gottes ist. Gilt das nicht aber, im übertragenen Sinne, auch von allem menschlichen Tun? Ist es nicht auch in unserem Falle das Wort, das die eigentliche Quelle dessen ist, was wir sind, ja sogar die eigentliche Grundlage dieser Seinsweise im All, die wir Mensch nennen? Der Geist, die menschliche Seele, unser Sich-selbst-bewußt-Sein, die Fähigkeit zu verallgemeinern und in Begriffen zu denken, die Welt als Welt zu begreifen (und nicht nur als etwas, das uns umgibt), und schließlich unsere Fähigkeit zu wissen, daß wir sterben, und trotzdem zu leben — ist dies alles nicht mittelbar oder unmittelbar auch durch das Wort geschaffen?

Wenn das Wort Gottes der Quell all seiner Schöpfung ist, dann ist der Teil dieser Schöpfung, den das Menschengeschlecht darstellt, er selbst nur aufgrund eines anderen Wunders Gottes, nämlich des Wunders des menschlichen Wortes. Und wenn dieses Wunder der Schlüssel zur Geschichte des Menschen ist, dann ist es zugleich auch der Schlüssel zur Geschichte der Gesellschaft, ja, vielleicht ist es das erste nur, weil es das zweite ist; wäre nämlich das Wort nicht eine Art der Kommunikation zwischen zwei oder mehreren menschlichen „Ich“, dann würde es wohl überhaupt nicht.

Das alles wissen wir eigentlich irgendwie schon immer oder ahnen es zumindest; das Gefühl der besonderen Bedeutung und des besonderen Gewichtes des Wortes ist offenbar seit jeher im Bewußtsein der Menschen gegenwärtig.

Doch das ist nicht alles: Aufgrund des Wunders des Wortes wissen wir wohl besser als andere Lebewesen, daß wir in Wirklichkeit sehr wenig wissen, daß es ein „Geheimnis“ gibt — und indem wir zugleich die für uns fast konstituierende Macht des Wortes spüren, versuchen wir seit Menschengedenken das anzusprechen, was uns durch dieses Geheimnis verhüllt ist, und dieses durch unser Wort zu beeinflussen. Als Gläubige beten wir zu Gott, als Magier berufen oder verfluchen wir die Geister und versuchen so, mit unserem Wort in die natürlichen oder menschlichen Geschehnisse einzugreifen, als Angehörige der neuzeitlichen Zivilisation — ob nun gläubig oder nicht — setzen wir unser Wort zu wissenschaftlichen Theorien und politischen Ideologien zusammen, mit denen wir — hier mit und dort ohne Erfolg — dem geheimnisvollen Lauf der Welt entgegentreten, mit denen wir — hier und dort ohne Erfolg — diesen Lauf beeinflussen.

Das heißt: Ob wir uns das nun bewußt machen oder nicht, wie immer wir uns das auch erklären, eines scheint offensichtlich zu sein: An die weltbewegende Macht des Wortes glauben wir seit jeher — und in gewissem Sinne mit Recht. Warum sage ich „mit Recht“?

Ist denn wirklich das menschliche Wort so mächtig, daß es die Welt ändern und die Geschichte beeinflussen kann? Und wenn es je so mächtig war, gilt das auch noch heute?

Sie leben in einem Land, in dem es eine große Freiheit des Wortes gibt. Diese Freiheit kann jeder zu allem möglichen nutzen, ohne daß die übrigen das unausweichlich beachten oder sich gar damit befassen müßten. Es mag Ihnen daher scheinen, daß die Bedeutung des Wortes von mir einfach deshalb überschätzt wird, weil ich in einem Land lebe, wo für das Wort immer noch ins Gefängnis geworfen wird.

Ja, ich lebe in einem Land, wo das Gewicht und die radioaktive Strahlung des Wortes tagtäglich von den Sanktionen bestätigt werden, die das freie Wort auf sich zieht. Kürzlich hat sich die ganze Welt das zweihundertjährige Jubiläum der großen Französischen Revolution in Erinnerung gerufen, und damit mußten wir uns auch an die berühmte Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte erinnern, eine Erklärung, in der gesagt wird, daß jeder Bürger das Recht hat, eine Druckerei zu besitzen. In denselben Tagen, also zweihundert Jahre nach dieser Deklaration, wurde mein Freund Frantisek Starek zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, weil er die unabhängige Kulturzeitschrift „Vokno“ herausgegeben hat — aber nicht etwa in einer privaten Druckerei, sondern auf einem quietschenden, vorsintflutlichen Vervielfältigungsapparat!

Kurz vorher war mein Freund Ivan Jirous zu sechzehn Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er auf einer Schreibmaschine nur das herausgeschrien hatte, was jeder weiß: daß es in unserem Land viele Justizmorde gegeben hat und daß auch heute ein unrechtmäßig ins Gefängnis geworfener Mensch im Gefängnis zu Tode gequält werden kann. Mein Freund Petr Cibulka ist im Gefängnis, weil er im Samizdat, im Selbstverlag, herausgegebene Texte und Aufnahmen von nonkonformistischen Sängern und Musikgruppen verbreitet hat. Ja, das alles ist Wahrheit. Ich lebe wirklich in einem Land, in dem ein Schriftstellerkongress, oder eine dort gehaltene Rede, das System erschüttern kann. Können Sie sich etwas Ähnliches in der Bundesrepublik Deutschland vorstellen? Ja, ich lebe in einem Land, das vor einundzwanzig Jahren erschüttert wurde von einem Text meines Freundes Ludvik Vaculik, den er — als ob er meine Ausführungen über die Macht des Wortes bestätigen wollte — „Zweitausend

Worte " nannte; dieser Text diente unter anderem als einer der Gründe für den nächtlichen Überfall unseres Landes durch fünf ausländische Armeen. Und es ist überhaupt kein Zufall, daß in dem Augenblick, von dem ich dieses hier schreibe, das hiesige Regime erschüttert wird von einer Seite Text — wiederum wie eine Illustration dessen, was ich hier sage — unter der einfachen Überschrift „Einige Sätze“. Ja, ich lebe wirklich in einem System, wo das Wort alle Machtapparate erschüttern kann, wo das Wort stärker sein kann als zehn Divisionen, wo das wahrhaftige Wort Solschenizyns als etwas so Gefährliches empfunden wurde, daß es notwendig war, seinen Autor mit Gewalt in ein Flugzeug zu setzen und auszufliegen. Ja, ich lebe dort, wo das Wort Solidarität imstande war, einen ganzen Machtblock zu erschüttern.

Das alles ist wahr, es ist darüber schon viel geschrieben worden, und an dieser Stelle hat mein großer Vorgänger Lev Kopelev schon darüber gesprochen.

Mir allerdings geht es ein wenig um etwas anderes. Ich will nicht nur von dem unglaublichen Gewicht sprechen, welches das freie Wort in totalitären Verhältnissen gewinnt, ich will die geheime Macht des Wortes nicht nur dadurch illustrieren, daß es Länder gibt, in denen einige Worte mehr wiegen können als ein ganzer Zug voll Dynamit.

Ich möchte allgemeiner sprechen und mein Thema in seinen weiteren und widersprüchlicheren Zusammenhängen betrachten.

Wir leben in einer Welt, in der es möglich ist, daß ein Mächtiger aus einem ganz anderen Land auf einen Bürger Großbritanniens öffentlich und schamlos den Todespfeil richtet, nur weil der Betreffende ein bestimmtes Buch geschrieben hat. Der mächtige Mann tat dies angeblich im Namen von Milliarden seiner Mitgläubigen. Doch nicht nur das: In dieser Welt ist es möglich, daß ein gewisser — hoffen wir, nur ein kleiner — Teil dieser Milliarden sich mit dem erlassenen Urteil identifiziert.

Was ist das? Was bedeutet das? Ist das nur ein frostiger Hauch von Fanatismus, der seltsam auflebt zu Zeiten von Helsinki-Konferenzen, seltsam belebt von den ziemlich niederschmetternden Folgen der ziemlich niederschmetternden Expansion des Europäertums in Welten, die die Einfuhr einer fremden Zivilisation ursprünglich gar nicht wollten und denen schließlich diese zweideutige Einfuhr Hunderte von Milliarden und niemals zurückzuzahlende Schulden verursachte?

Sicher, es ist dies alles, selbstverständlich. Doch es ist auch mehr: Es ist ein Symbol. Ein Symbol der rätselhaften Vieldeutigkeit, die jene große Macht des Wortes hat. Ja, die Macht des Wortes ist nicht eindeutig und durchsichtig. Es ist nicht nur die befreiende Macht des Wortes von Walesa oder die warnende Macht des Wortes von Sacharow, es ist nicht nur die Macht des — offenbar unsinnig ausgelegten — Buches von Rushdie.

Neben dem Wort Rushdies gibt es hier nämlich auch die Macht des Wortes von Chomaini. Neben dem Wort, das die Gesellschaft durch seine Freiheit und Wahrhaftigkeit elektrisiert, gibt es auch das hypnotisierende, trügerische, fanatisierende, rasende, betrügende, gefährliche, todbringende Wort. Das Wort — ein Pfeil.

Ich glaube nicht, daß ich gerade Ihnen nicht ausführlich die schwarze Magie des Wortes erläutern muß, weil Sie am eigenen Leib vor verhältnismäßig kurzer Zeit erlebt haben, zu welchen unaussprechlichen geschichtlichen Schrecken unter einer bestimmten politischen und sozialen Konstellation das hypnotisch-verzaubernde und

zugleich unwirklich-wahnsinnige Wort eines durchschnittlichen Kleinbürgers führen kann. Ich begreife zwar nicht, womit er einen Teil Ihrer Väter und Mütter in Bann schlagen konnte, doch zugleich begreife ich, daß es etwas sehr Suggestives und sehr Hinterhältiges sein mußte, wenn es fähig war, sei es auch nur für eine kurze Zeit, auch jenen großen Geist in Bann zu schlagen, der den Worten „Sein“, „Da-Sein“ und „Existenz“ einen so neuen und durchdringenden Sinn gab.

Was ich sagen will: Das Wort ist eine geheimnisvolle, vieldeutige, ambivalente, verräterische Erscheinung. Es kann ein Lichtstrahl im Reich der Finsternis sein, wie einst Belinskij das „Gewitter“ von Ostrovskij genannt hat, doch es kann auch ein todbringender Pfeil sein. Und was das Schlimmste ist: Es kann eine Weile dies und eine Weile jenes sein, es kann sogar beides gleichzeitig sein!

Wie eigentlich war das Wort Lenins? Befreiend oder im Gegenteil trügerisch, gefährlich und schließlich versklavend? Diejenigen, die sich für die Geschichte des Kommunismus interessieren, streiten bis heute leidenschaftlich darum und werden dies offenbar noch lange tun. Persönlich ist mir an seinem Wort hauptsächlich aufgefallen, daß es immerzu wütend war.

Wie eigentlich war das Wort von Marx? Hat es Licht auf eine ganze verborgene Ebene gesellschaftlicher Mechanismen geworfen, oder war es nur der Urkeim aller späteren, schrecklichen Gulags? Ich weiß es nicht, am ehesten beides wohl zugleich.

Und was ist mit dem Wort Freuds? Hat es den geheimen Kosmos der menschlichen Seele offengelegt, oder war es nur der Keim der Illusion, mit der sich heute die Hälfte der Vereinigten Staaten von Amerika betäubt, daß man nämlich das, was einen quält, und seine Schuld loswerden kann, indem man deren Last in die Interpretation eines gut bezahlten Fachmannes legt?

Doch ich würde noch weiter gehen und noch provokativer fragen: Wie war eigentlich das Wort Christi? War es der Anfang der Geschichte der Erlösung und einer der machtvollsten kulturschaffenden Impulse in der Weltgeschichte — oder war es der geistige Urkeim der Kreuzzüge, Inquisitionen, der Ausrottung der amerikanischen Kulturen und schließlich der gesamten widersprüchlichen Expansion der weißen Rasse, die so viele Tragödien verursacht hat, einschließlich der, daß heute der größte Teil der menschlichen Welt in die traurige Kategorie einer angeblich erst „dritten Welt“ fällt? Ich möchte immer glauben, daß es wohl eher das erste ist, doch kann ich nicht zugleich die Bücherstöße ignorieren, die beweisen, daß auch in dem reinsten Frühchristentum schon unbewußt etwas codiert war, was auf dem Hintergrund von Tausenden von anderen Umständen, einschließlich der relativen Dauerhaftigkeit des menschlichen Charakters, in bestimmter Weise geistig den Raum für jene Schrecken öffnen konnte, von denen ich gesprochen habe.

Worte haben auch ihre Geschichte.

Es gab zum Beispiel Zeiten, in denen das Wort „Sozialismus“ für ganze Generationen Erniedrigter und Unterdrückter ein magnetisches Synonym für eine gerechtere Welt war, und für die Ideale, die mit diesem Wort ausgedrückt worden waren, wurden Menschen fähig, lange Jahre ihres Lebens zu opfern und vielleicht gar das Leben selbst. Ich weiß nicht, wie es sich in Ihrem Land verhält, doch in meiner Heimat ist aus demselben Wort — also aus dem Wort Sozialismus — schon längst ein ganz gewöhnlicher Gummiknüppel geworden, mit dem irgendwelche reich gewordenen und an nichts glaubenden Bürokraten alle ihre frei denkenden Mitbürger in den Rücken

schlagen, wobei sie sie „Feinde des Sozialismus“ und „antisozialistische Kräfte“ nennen.

Wirklich: In meinem Land ist dieses Wort schon längst eine gottlose Beschwörung, der man am besten ausweicht, will man nicht verdächtigt werden. Ich war kürzlich auf einer ganz spontanen und von keinerlei Dissidenten organisierten Demonstration, auf der gegen den Ausverkauf der schönsten Teile Prags an irgendwelche australischen Millionäre protestiert wurde. Und als da ein Redner, der stürmisch gegen dieses Projekt auftrat, seinen Appell an die Regierung durch die Betonung dessen bestärken wollte, daß er für die Rettung seiner Heimat im Namen des Sozialismus kämpft, begann die versammelte Menge zu lachen. Nicht, weil sie gegen eine sozial gerechte Gesellschaftsordnung gewesen wäre. Sondern einfach, weil sie ein Wort hörte, welches über lange Jahre hinweg und in allen möglichen und unmöglichen Zusammenhängen von einem Regime beschworen wurde, das nur imstande ist, die Menschen zu manipulieren und zu erniedrigen.

Seltsame Schicksale können Worte haben! Dieselbe Art frei denkender und tapferer Menschen kann einmal in den Kerker geworfen werden, weil irgendein Wort etwas für sie bedeutet, und zum zweiten, weil für sie dasselbe Wort nichts mehr bedeutet, denn vom Symbol für eine bessere Welt hat es sich zur sprachlichen Beschwörungsformel eines dümmlichen Diktators gewandelt.

Kein Wort, kein Wort — zumindest in dem ein wenig metaphorischen Sinn, in welchem ich das Wort „Wort“ hier verwende — enthält nur das, was ihm das etymologische Wörterbuch zuschreibt. Jedes Wort enthält auch die Person, die es ausspricht, die Situation, in der sie es ausspricht, und den Grund, warum sie es ausspricht. Dasselbe Wort kann einmal große Hoffnung ausstrahlen, ein anderes Mal nur Todesstrahlen aussenden. Dasselbe Wort kann einmal wahrhaftig und ein anderes Mal läugnerisch sein, einmal faszinierend und ein anderes Mal läugnerisch sein, einmal faszinierend und ein anderes Mal trügerisch, einmal kann es herrliche Perspektiven eröffnen und ein anderes Mal nur Gleise verlegen, die in ganze Archipele von Konzentrationslagern führen. Dasselbe Wort kann einmal ein Baustein des Friedens sein, und ein anderes Mal kann jeder einzelne seiner Laute vom Echo der Maschinengewehre dröhnen.

Gorbatschow will den Sozialismus durch die Einführung des Marktes und des freien Wortes retten, Li Peng rettet den Sozialismus durch Massaker an Studenten und Ceausescu, indem er seine Nation mit Bulldozern einebnnet. Was bedeutet das Wort Sozialismus eigentlich im Munde des einen und im Munde der anderen beiden? Was ist das für ein mysteriöses Ding, das hier auf so unterschiedliche Weise gerettet werden soll?

Ich habe die Französische Revolution erwähnt und die schöne Deklaration, die sie begleitete. Diese Deklaration hat ein Herr unterschrieben, der einer der ersten war, die im Namen dieses herrlichen, humanen Textes hingerichtet wurden. Und nach ihm waren es noch Hunderte, vielleicht Tausende. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — was für herrliche Worte! Und wie furchtbar kann das sein, was sie bedeuten: die Freiheit des aufgeknöpften Hemdes vor der Hinrichtung, die Gleichheit in der Geschwindigkeit, mit der die Guillotine auf den Nacken herunterfällt, Brüderlichkeit in einem verdächtigen Himmel, in dem das Höchste Wesen herrscht!

In der ganzen Welt ertönt heute das herrlich hoffnungsvolle Wort „Perestrojka“. Wir alle glauben, daß sich hinter diesem Wort eine Hoffnung für Europa und die ganze Welt verbirgt.

Und doch — ich gebe es zu — zittere ich hin und wieder vor Angst, dieses Wort könnte wieder nur eine neue Beschwörungsformel werden, es könnte sich schließlich wieder in den Gummiknüppel verwandeln, mit dem uns jemand schlägt. Ich denke jetzt nicht an meine Heimat, in der das Wort im Munde der Herrscher etwa die Bedeutung hat wie das Wort „unser Monarch“ im Munde von Josef Schwejk. Ich denke an etwas anderes: nämlich daran, daß auch jener tapfere Mann, der heute im Kreml sitzt, hin und wieder — und vielleicht nur aus Verzweiflung — die streikenden Arbeiter oder die sich aufbäumenden Nationen oder nationalen Minderheiten oder allzu ungewöhnliche Ansichten von Minderheiten beschuldigt, sie bedrohten die Perestrojka. Ich muß ihn verstehen, diese gigantische Aufgabe zu erfüllen, die er sich vorgenommen hat, ist unermeßlich schwer, alles hängt am seidenen Faden, und fast alles kann eben diesen Faden zum Reißen bringen, und alle werden wir dann in den Abgrund stürzen. Und trotzdem sage ich mir: Sind nicht in diesem „neuen Denken“ bedenkliche Relikte des alten Denkens enthalten? Erklingt hier nicht das Echo uralter gedanklicher Stereotype und sprachlicher Machtrituale? Beginnt nicht das Wort Perestrojka hier und da dem Wort Sozialismus zu ähneln, vor allem wenn es hin und wieder demselben Menschen um den Kopf geschlagen wird, der so lange und so ungerecht mit dem Wort Sozialismus geschlagen worden ist?

**Ihr Land hat einen großen Beitrag zur modernen europäischen Geschichte geleistet:
die erste Welle der Entspannung durch seine bekannte Ostpolitik.**

Doch auch dieses Wort konnte so manches Mal ganz schön doppeldeutig sein. Es bedeutete selbstverständlich den ersten Hoffnungsschimmer für ein Europa ohne kalten Krieg und ohne Eisernen Vorhang; zugleich aber — leider — bedeutete es nicht nur einmal auch den Verzicht auf Freiheit und damit auf eine grundlegende Voraussetzung jedes wirklichen Friedens: Ich erinnere mich immer noch, wie ich zu Beginn der siebziger Jahre einige meiner westdeutschen Freunde und Kollegen traf, und die mir auswichen aus Furcht, daß sie durch einen wie auch immer gearteten Kontakt zu mir, den die hiesige Regierung nicht gerade liebt, eben diese Regierung überflüssigerweise provozieren und damit die zerbrechlichen Fundamente der aufkeimenden Entspannung bedrohen könnten.

Ich spreche darüber natürlich nicht wegen meiner Person als solcher, und schon überhaupt nicht, weil ich mir leid täte. Haben doch schon damals eher sie mir leid getan, denn nicht ich war es, sondern sie, die freiwillig auf ihre Freiheit verzichteten. Ich erwähne das nur, um von einer anderen Seite zu beleuchten, wie leicht eine gut gemeinte Sache sich verwandeln kann in den Verrat der eigenen guten Absicht — und das wiederum nur durch das Wort, dessen Sinn offensichtlich nicht sorgfältig genug gehütet wurde. So etwas kann sehr leicht geschehen, man achtet kaum darauf, es geschieht unauffällig, leise, verstohlen — und wenn man es dann schließlich feststellt, bleibt nur eines: späte Verwunderung.

Aber das ist gerade jene teuflische Art, auf die uns die Worte zu verraten imstande sind, wenn wir bei ihrem Gebrauch nicht immerzu sehr umsichtig sind. Und häufig kann — leider — auch nur ein geringer und augenblicklicher Verlust der Umsicht tragische und nicht wiedergutzumachende Folgen haben. Folgen, die die immaterielle Welt der bloßen Worte bei weitem überschreiten und in eine schon verteufelt materielle Welt eintreten.

**So: Und nun komme ich endlich zum schönen Worte „Frieden“. Vierzig Jahre lang
lese ich es in unserem Land auf jedem Dach und in jedem Schaufenster. Vierzig Jahre**

lang bin ich so, wie alle meine Mitbürger, zur Allergie gegen jenes schöne Wort erzogen worden, weil ich weiß, was vierzig Jahre bedeuten: mächtige und immer mächtigere Armeen als angebliche Garanten des Friedens.

Trotz diesem langen Prozeß der systematischen Entleerung des Wortes Frieden; ja, mehr noch als dies: Es wurde ihm die genau entgegengesetzte Bedeutung gegeben, als es sie laut Wörterbuch hat; trotz all dem gelang es ein paar Don Quijotes aus der Charta 77 und einigen ihrer jüngeren Kollegen aus der Unabhängigen Friedensgemeinschaft, dieses Wort „Frieden“ zu rehabilitieren und ihm seinen ursprünglichen Sinn zurückzugeben. Sie mußten allerdings für diese semantische „Perestrojka“ — nämlich das Wort Frieden vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen — bezahlen: Fast alle jungen Anführer der Unabhängigen Friedensgemeinschaft mußten ein paar Monate dafür absitzen. Doch hatte dies Sinn: Ein wichtiges Wort ist vor seiner totalen Entwertung gerettet worden. Und das ist, wie ich hier ständig zu erklären versuche, durchaus nicht nur die bloße Rettung eines Wortes. Es ist die Rettung von etwas weit Wichtigerem.

Alles wichtige Geschehen der realen Welt — das schöne und das scheußliche — hat nämlich immer sein Vorspiel in der Sphäre der Worte.

Wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist es heute nicht meine Absicht, Ihnen die Erfahrung eines Menschen zu vermitteln, der erkannt hat, daß das Wort immer noch Gewicht hat, wenn man dafür auch mit dem Gefängnis bezahlen muß. Meine Absicht war, eine andere Erfahrung zu bekennen, die wir in diesem Teil der Welt mit dem Gewicht des Wortes gemacht haben und die — davon bin ich fest überzeugt — universelle Gültigkeit hat: nämlich die Erfahrung, daß es sich immer auszahlt, den Worten gegenüber mißtrauisch zu sein und gut auf sie achtzugeben, und daß die Vorsicht hier nicht groß genug sein kann.

Durch Mißtrauen gegenüber den Worten kann entschieden weniger verdorben werden als durch übertriebenes Vertrauen in sie.

Übrigens, ist nicht genau das — Mißtrauen gegenüber den Worten und der Nachweis des Schrecklichen, das in ihnen unauffällig schlummern kann — die eigentliche Sendung des Intellektuellen? Ich erinnere mich, daß André Glucksmann, mein geschätzter Vorredner, in Prag einmal davon gesprochen hat, der Intellektuelle solle wie Kassandra sein, denn seine Aufgabe sei es, gut die Worte der Mächtigen zu hören, sie zu bewachen, vor ihnen zu warnen und vorherzusagen, was sie Böses bedeuten oder mit sich bringen könnten.

Betrachten wir noch ein Letztes: Jahrhundertelang hatten wir — Sie und ich — das heißt Deutsche und Tschechen — vielfältige Schwierigkeiten mit unserem Zusammenleben in Mitteleuropa. Für Sie kann ich nicht sprechen, doch ich glaube, daß ich für uns verantwortlich sagen kann, daß sich die uralten und über Jahrhunderte hinweg auf verschiedenste Weise genährten nationalen Animositäten, Vorurteile und Leidenschaften bei uns, den Tschechen, in den letzten Jahren verflüchtigt haben.

Und es ist überhaupt kein Zufall, daß das in einer Zeit geschah, in der wir unter einem totalitären Regime litten. Dies hat in uns nämlich ein so tiefes Mißtrauen gegenüber allen Verallgemeinerungen, ideologischen Floskeln, Phrasen, Lösungen, gedanklichen Stereotypen und sich anbiedernden Appellen an diese oder jene Schicht unserer Emotionen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, herausgebildet, daß wir heute zumeist schon immun sind gegenüber jeglichem hypnotisierenden Köder, und sei er

von noch so suggestiver Gestalt, wie etwa traditionell der nationale oder nationalistische Appell.

Unter der erstickenden Decke von Tausenden von leeren Worten, unter der wir so lange leben müssen, hat sich in uns ein so starkes Mißtrauen gegenüber der Welt der trügerischen Worte herausgebildet, daß wir heute fähig sind, besser als früher die menschliche Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist: nämlich als die komplizierte Gemeinschaft Tausender Millionen von unwiederholbaren menschlichen Einzelwesen, die neben Hunderten von schönen Eigenschaften auch Hunderte von Fehlern und schlechten Neigungen haben, die sich jedoch nie mit dem Bügeleisen hohler Phrasen und entwerteter Worte — wie zum Beispiel Klassen, Nationen oder politische Kräfte — zu einer einzigen homogenen Masse einebnen lassen, und die so en bloc zu loben oder zu verurteilen sind, zu lieben oder zu hassen, zu verleumden oder zu feiern.

Das ist nur ein kleines Beispiel, wozu das Mißtrauen gegenüber den Worten gut ist. Ein Beispiel, mit Rücksicht auf die Gelegenheit gewählt, zu der es verwendet wird — nämlich auf den Augenblick, zu dem ein Tscheche die Ehre hat, zu einem überwiegend deutschen Publikum zu sprechen.

Am Anfang ist das Wort.

Das ist ein Wunder, dem wir zu verdanken haben, daß wir Menschen sind.

Doch zugleich ist es ein Hinterhalt, eine Prüfung, eine List und ein Test.

Größer vielleicht, als es Ihnen scheinen mag, die Sie unter den Bedingungen einer großen Freiheit des Wortes leben, also in Verhältnissen, in denen es scheinbar so sehr auf die Worte nicht ankommt.

Es kommt auf sie an.

Es kommt überall auf sie an.

Dasselbe Wort kann einmal demütig und ein anderes Mal hochmütig sein. Und außerordentlich leicht und sehr unauffällig kann sich ein demütiges Wort in ein hochmütiges verwandeln, während nur sehr schwer und langwierig sich ein hochmütiges Wort in ein demütiges wandelt. Ich habe versucht, das am Schicksal des Wortes Frieden in meinem Land zu zeigen.

Diese Welt, und vor allen Dingen Europa, befindet sich gegen Ende des zweiten Jahrtausends nach Christi an einer besonderen Kreuzung: Lange gab es nicht so viele Gründe für die Hoffnung, daß alles gut ausgeht, und niemals gab es zugleich so viele Gründe für die Befürchtung, daß, wenn alles schlecht ausgehen sollte, dies die endgültige Katastrophe sei.

Es ist nicht schwer zu belegen, daß alle Hauptbedrohungen, denen die Welt heute entgegentreten muß, vom Atomkrieg über die ökologische Katastrophe bis zur sozialzivilisatorischen Katastrophe (damit meine ich den sich vertiefenden Abgrund zwischen reichen und armen einzelnen und Nationen), irgendwo in ihrem Inneren eine gemeinsame Ursache verborgen halten: die unauffällige Wandlung des ursprünglich demütigen Wortes in ein hochmütiges.

Hochmütig begann der Mensch zu glauben, er als Höhepunkt und Herr der Schöpfung verstehe die Natur vollständig und könne mit ihr machen, was er wolle.

Hochmütig begann er zu glauben, als Besitzer von Verstand sei er fähig, vollständig seine eigene Geschichte zu verstehen und sodann allen ein glückliches Leben zu

planen, und dies gebe ihm sogar das Recht, jeden, dem die Pläne nicht gefallen, aus dem Weg zu wischen im Interesse einer angeblich besseren Zukunft aller, zu der er den einzigen und richtigen Schlüssel gefunden habe.

Hochmütig begann er von sich zu glauben, wenn er den Atomkern zertrümmern könne, sei er schon so vollkommen, daß ihm weder die Gefahr der atomaren Wettrüstung noch gar des Atomkriegs drohe.

In all diesen Fällen hat er schicksalhaft geirrt. Das ist schlimm. Aber in all diesen Fällen beginnt er schon, seinen Fehler zu begreifen. Und das ist gut.

Von all dem belehrt, sollten wir alle und gemeinsam gegen die hochmütigen Worte kämpfen und aufmerksam nach den Kuckuckseiern des Hochmuts in scheinbar demütigen Worten forschen.

Das ist ganz offenbar durchaus nicht nur eine linguistische Aufgabe. Als Aufruf zur Verantwortung für das Wort und gegenüber dem Wort ist dies eine wesenhaft sittliche Aufgabe.

Als eine solche ist sie allerdings nicht vor dem Horizont der von uns zu überblickenden Welt verankert, sondern erst irgendwo dort, wo jenes Wort sich aufhält, das am Anfang war und das nicht das Wort des Menschen ist.

Ich werde nicht erklären, warum dem so ist. Weit besser nämlich, als ich dazu imstande wäre, hat das schon Ihr großer Vorgänger und Ihr großer Vorfahre Immanuel Kant getan.

Aus dem Tschechischen von Joachim Bruss

André Glucksmann: Laudatio auf Václav Havel

„Macht der Ohnmächtigen“

Offen gesagt, ich habe meine Laudatio umgeschrieben. Die erste Fassung war akademischer, zeitunabhängiger. Vielleicht hätten Sie sie für philosophischer gehalten. Das würde ich aber nicht sagen. Mit Václav Havel bin ich der Auffassung, daß das Denken im allgemeinen und die Philosophie im besonderen nicht Türen und Fenster schließen soll, um sich ausschließlich ewigen Wahrheiten zuzuwenden. Ganz im Gegenteil: Denken heißt sich dazu zwingen, die Fernsehnachrichten einzuschalten, die schlechten Nachrichten zur Kenntnis zu nehmen, Augen und Hirn angesichts der Realität — so hart sie auch sei — anzustrengen.

Derzeit macht der nicht nachlassende Strom der Menschen, die den Osten verlassen, Schlagzeilen. Kann man einen im politischen Alltag stehenden Schriftsteller und Zeugen einer für Europa so entscheidenden Krise besser ehren? Jedem Fernsehzuschauer in der Bundesrepublik möchte ich sagen: Sie sind bewegt, überrascht, betroffen — Sie fragen sich, was in denen vorgeht, die alles aufgeben, ohne doch im Elend zu stecken — die DDR ist ja ein kleines ökonomisches Wunder im Rahmen der kommunistischen Länder — oder Illusionen aufzusitzen. Vom

Westfernsehen wissen die Bürger auf der anderen Seite der Mauer gut genug um die Schwierigkeiten, die sie erwarten. Sie sind nicht dem Eldorado auf der Spur. Wollen Sie wirklich wissen, warum sie weggehen? Wollen Sie wissen, was den Schritt der Flüchtlinge lenkt? Dann lesen Sie Havel.

Er berichtet ganz genau, was jeder Neuankömmling unmißverständlich zu erkennen gibt: „Ich will nicht als Trottel sterben.“ Blutiger Terror und Hungersnot gehören der Vergangenheit oder dem Ausnahmezustand des Kommunismus an. Es bleibt doch die Gefangenschaft in der Angst, die täglich nahe Not — sie scheint weniger materieller als moralischer Natur. Atmen können! Jeder will der Angst vor dem Ersticken entgehen. Es ist die kranke poststalinistische Atmosphäre — in Prag sagt man posttotalitär —, die das dramatische und philosophische Werk von Havel zu dem gemacht hat, was es ist. Havel geht es vor allem um das „Leben in der Lüge“. — Zu Recht sagt man, daß die Flüchtlinge mit den Füßen abstimmen.

Wohlverstanden: Ihre Flucht ist nicht bloß panische Hast. Sie beruht oft auf reiflicher Überlegung von Jahren. Sie zeugt vom Durchhalten angesichts zermürbend lang dauernden Wartens und angesichts des Drucks der Behörden. Nichts schüchtert diese Mütter ein, die mit ihrem Kind im Arm ins Unbekannte gehen und ihre Familie zurücklassen. Wir müssen verstehen lernen, was dieser Exodus bedeutet. Es geht um die Seele unseres seelenlosen Planeten, um die Dynamik, die über die letzten Jahre unseres Jahrhunderts entscheidet. Einige entkommen einzeln und besetzen die Botschaften in Prag und Warschau, andere drängen sich auf zerbrechlichen Booten zusammen. Von den boat people haben nur die Hälfte Überlebenschancen; sie wissen das. Andere versuchen in Massen wegzugehen — in Ungarn, Polen, in den baltischen Ländern, in Armenien . . . Sie alle wählen als einzelne oder als Gruppe das Schwierigste, das Risiko. Sie wissen nicht, was die nahe und ferne Zukunft bringen wird. Sie wollen nicht nach Kythera, glauben nicht mehr ans Paradies, auch nicht ans Paradies der freien Marktwirtschaft.

Nur das, wovor sie fliehen, setzt sie in Bewegung. Wenn sie nun zu uns stoßen, so geschieht dies irgendwie von rückwärts. Sie idealisieren uns nicht mehr. Auch wenn sie uns beneiden, so bewundern sie uns nicht. Es treibt sie in erster Linie der Abscheu. Nichts gibt es hier bei uns, was dem Narzißmus unserer politischen und kulturellen Eliten besonders schmeicheln könnte. Wer sich ungerechterweise inhaftiert sieht, will entkommen und erwartet nicht, daß er draußen glücklich in einer vollkommenen Welt leben wird. Wer sich davonmacht, sucht ganz im Gegenteil das Unvollkommene. Gibt es denn etwas Geordneteres, Festgelegteres, Geregelteres, besser auf eine Normalität Gebrachtes, Dauerhafteres, Sichereres und auf seine Weise Vollkommeneres als ein Gefängnis?

Fragen Sie nicht, wohin ein Flüchtling will. Fragen Sie, woher er kommt. Die einen haben sich mit Gepäck auf den Weg gemacht, die anderen bleiben mit ihren Schriften und Petitionen zu Hause, die einen sind allein, die anderen — oder dieselben unter anderen Bedingungen — handeln in Solidarität mit anderen: sie alle widersetzen sich dem langsam eintretenden Erstickungstod eines Lebens in der Lüge. Vor unseren Augen setzen Tausende einzelne Funken die Steppe in Brand. Die Flucht wird zum kollektiven Widerstand, sie wird zum Aufstand einer ganzen Generation. Der 40. Jahrestag der DDR wird in kultureller und intellektueller Hinsicht zur Todesurkunde und kündigt die Beerdigung einer überholten Vergangenheit an. Frühjahr 1989: Tien Anmen, der Platz des Himmlischen Friedens — Oktober 1989: Karl-Marx-Allee — eine vom Regime gehätschelte, auf Vordermann gebrachte und ausgehaltene Jugend

bringt ihren Abscheu gegenüber eben diesem Regime zum Ausdruck, richtet die symbolische Freiheitsstatue auf oder ruft laut nach Freiheit.

Seither beherrscht der Geist des Protestes, den bislang einzelne Erniedrigte und in ihrer Würde Getroffene zum Ausdruck brachten, die ganze sozialistische Welt. Mit Havel ehren Sie die Charta 77, die Solidarität mit den Aufgebrachten. Sie haben in den Katakomben Philosophie getrieben. In Prag konnte man den Faden des Denkens nicht zerreißen.

Keineswegs handelt es sich um eine rein akademische Auseinandersetzung von Ideen. Dem grobschlächtigen Denken des Marxismus braucht man nicht einen nicht weniger summarischen und dümmlichen antikommunistischen Katechismus entgegenzusetzen. Mit den fossilienhaften Dogmen und längst überholten Theorien wird eine Lebensform, eine Existenzweise, ja eine ganze Welt von einer transkontinentalen Bewegung tödlich getroffen. Denn längst ist die revolutionäre Flamme in den Ländern des realen Sozialismus erloschen. Längst bestimmt nicht mehr ein eintöniges und regelmäßig wiederholtes Blutbad die politische Atmosphäre. Nach dem Glauben an die Revolution und dem Terror verfiel alles einer Erstarrung — Institutionen, Lebensverhältnisse und Bewußtsein.

„Die Lieder der fanatischen Anhänger und die Schreie der Gefolterten sind verstummt. Die Niederträchtigkeit hat Seidenhandschuhe angezogen und ihre berüchtigten Folterkammern in gepolsterte Büroräume für anonyme Bürokraten verwandelt. Den Präsidenten der Republik sieht man höchstens hinter den verhangenen Wagenfenstern, wenn er mit Polizeieskorte Oberst Ghadaffi am Flughafen empfängt. ... Die totalitäre Macht hat die bürokratische „Ordnung“ der lebendigen Unordnung des Geschehens übergestülpt. Folglich hat sie das Geschehen als Geschichte abgetötet. Die Regierung hat sozusagen die Zeit verstaatlicht. So traf sie das Geschick aller Verstaatlichten, sie begann einzugehen.“

Was ist für Havel der Kommunismus? Antwort: die Tötung der Zeit, die Planung einer abgestorbenen Zeit. Der sozialistische Bürger erlebt das Ende der Geschichte in allen Bedeutungen dieses Begriffes. Die große Geschichte ist abgeschlossen, die kleinen Geschichten sind abgelaufen. Jetzt gibt es nach dem Kalender der Politbürositzungen der Kommunistischen Partei und der rituellen Gedenkveranstaltungen weder Unfälle noch Verschiedenes, sondern bloß noch eine einzige klebrige Beständigkeit. Solch ein abgeschildertes Leben ist Göttern und Tieren vorbehalten, für die einfachen Sterblichen dagegen ist es schlicht Lüge.

Wer aus dem Kommunismus heraustritt, der kehrt in die Geschichte zurück. Er wechselt nicht das politische System. Niemals fängt man an, dem Kommunismus als System zu entgehen. Vielleicht wird man nie damit fertig.

Zurück zur Geschichte! Im 19. Jahrhundert wurde in Europa die kommunistische Utopie mit der besten Absicht der Welt im Namen der Selbstproduktion der Gesellschaft, im Namen einer glorreichen Zukunft unseres Planeten entworfen, die auf rationaler Bewußtwerdung beruhte und mit wissenschaftlichen Mitteln uralte Versprechen einlösen sollte. Ein Jahrhundert später ist die Geschichte im Sinne Havels keineswegs mehr Geschichte im Hegelschen Sinne. Sie ist zum Theater des Absurden geworden. Man tritt als Flüchtling in sie ein — heimlich gewissermaßen, nicht mit geschwellter Brust oder indem man seine Muskeln spielen lässt. Eher ist man eine unerwünschte Person als ein Herr und Meister seiner Zukunft. Von neuem ist die Zeit

aus den Fugen geraten — so wie Shakespeare das versteht, nicht auf eine dialektisch erklärbare Weise.

Eugène Pottier, der die Internationale verfaßte, war ein Dichter von geringen Gnaden. Aber hätte er erlebt, wie die Roten Armeen unter dem Absingen seiner Strophen marschieren, wäre er verblüfft gewesen. Die kleine, aber schon blutige Geschichte zu seiner Zeit genügte, um ihn 20 Jahre lang in Neurosen zu stürzen. In der Angst stellte er sich die Frage: „Wer ist verrückt, die Welt oder ich?“ In seinen Theaterstücken stellt uns Havel erneut diese Frage.

Zwischen dem szenischen und poetischen Werk und der philosophischen und politischen Reflexion gibt es keine Trennung. So braucht man nicht eine mehr oder weniger verschwommene Theorie des Engagements, um die literarische Schöpfung und die moralische Aktion herauszustellen. Beckett und Kafka haben eher recht als Marx. Das geht so weit, daß die lichtvollen Wahrheiten, die man bei Marx entdeckt, eher Ionesco und Jarry als Honecker ankündigen.

Es ist sinnlos, die Literatur in den Dienst der Verwandlung der Welt stellen zu wollen — wie Surrealisten und Existentialisten dies wollten. Der Bürger des 20. Jahrhunderts erlebt in der Literatur und in der Politik ein und dasselbe — das Absurde.

Aus dem Kommunismus kommt man nicht von selbst heraus. Das geht nur um den Preis einer geistigen Schlacht. Der totalitäre Staat sagt dem Bürger: Ich bin die Volksdemokratie. Sieh mich an als deine eigene Sache. Achte mich wie dich selbst. Gehörche meinen Befehlen, so wie du den Regungen deines eigenen Herzens folgst. Ebenso spricht die genauso mit dem Präfix Volk versehen genannte Armee. Ebenso die nicht weniger demokratische Polizei. Immer wenn du dich über die Uniform lustig machst, beleidigst du dich selbst. Wenn du mit dem Finger auf uns zeigst, begehst du Selbstmord.

„Im Namen der Arbeiterklasse wird die Arbeiterklasse versklavt“, schreibt Havel und fährt fort: „die allumfassende Demütigung des Menschen wird für seine definitive Befreiung ausgegeben; Isolierung von der Information wird für den Zugang zur Information ausgegeben; die Manipulierung durch die Macht nennt sich öffentlich Kontrolle der Macht, und die Willkür nennt sich die Einhaltung der Rechtsordnung; die Unterdrückung der Kultur wird als ihre Entwicklung gepriesen; die Ausbreitung des imperialen Einflusses wird für Unterstützung der Unterdrückten ausgegeben; Unfreiheit des Wortes für die höchste Form der Freiheit; die Wahlposse für die höchste Form der Demokratie; Verbot des unabhängigen Denkens für wissenschaftliche Weltanschauung; Okkupation für brüderliche Hilfe.“

Die Macht muß fälschen, weil sie in eigenen Lügen gefangen ist. Sie fälscht die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Sie fälscht statistische Daten. Sie täuscht vor, daß sie die Menschenrechte respektiert. Sie täuscht vor, daß sie keinen allmächtigen und zu allem fähigen Polizeiapparat hat. Sie täuscht vor, daß sie niemanden verfolgt, sie täuscht vor, daß sie keine Angst hat, sie täuscht vor, daß sie nichts vortäuscht.“

Die Zeiten des Glaubens an die Revolution und des Personenkults sind vorbei. Die Leute sind nicht getäuscht, wohl aber in der Irre. Die Regierungen folgen buchstabengetreu dem ironischen Rat, den Brecht ihnen im Jahre 1953 gab: Wenn sie das Vertrauen des Volkes endgültig verloren hätten, sollten sie, wenn sie sich nicht selbst auflösen wollten, das Volk auflösen. Unter Trommelwirbel, mit

widersprüchlichen und zusammenhanglosen Befehlen geschieht dies. Darin würden die Psychologen das Bemühen erkennen, den anderen verrückt zu machen, das sie double bind nennen: Gehorche mir spontan, sei du selbst unter meiner Knute.

Das Dissidententum fängt an, wenn ein Schriftsteller, ein Rockmusiker oder ein einfacher Flüchtling den Ball zurückgibt und die Schmeichelei beim Wort nimmt: Du, Staat, diktierst die Gesetze? Also halte sie! Du hältst Konferenzen auf internationaler Ebene über die Menschenrechte? Also, laß mich reden, beten, Petitionen einreichen, streiken. Du bist die Volksarmee? Wie kannst du wagen, auf das Volk zu schießen und mir zu verbieten, auf die Straße zu gehen? Der Staat schlägt mit psychischer Beklemmung und physischer Lähmung. Der Dissident nimmt die Macht bei ihren eigenen Worten und fängt sie so in ihrer eigenen Falle.

Feder und Körper stehen gegen Knüppel und Gewehr. Ein Spiel mit offensichtlich ungleichen Mitteln. Doch ist es nicht von vornherein verloren. Der Protest bricht zunächst die gewünschte Symbiose zwischen Macht und Masse. „Volksdemokratie“ ist nicht bloß ein Pleonasmus, der die Unbeliebtheit der Behörden verschleieren soll. Die Gewalt hat schließlich vor sich selbst Angst, die Partei hat Angst vor den Gewehren, sie braucht ein ideologisches Ritual, sie will den Schein wahren. Die „Macht der Ohnmächtigen“ (Havel) lebt von der Ohnmacht der Mächtigen. Diese Macht „ist eine Art bakteriologische Waffe, mit deren Hilfe — wenn die Bedingungen reif werden — ein Zivilist eine ganze Division entwaffnen kann.“ Havel schrieb dies im Jahre 1978. Im Jahre 1989 löste ein Mann in Peking den Satz ein. Die ganze Welt wird das unglaubliche Bild eines jungen Mannes im Gedächtnis behalten, der in der Rechten ein Bündel hielt, in der Linken seine Jacke und so einer Panzerkolonne den Weg versperrte und sie wie Charlie Chaplin einige ewig zu dauernd scheinende Minuten lang zum Tanzen brachte — ein kleiner Schritt nach rechts, einer nach links, einer nach vorn, einer nach hinten. ... Ehe die chinesische Volksarmee ihr Massaker begann, erlitt sie ihre schwerste Niederlage in einem sakrilegisch anmutenden Lachanfall.

Beachten Sie, daß sich das Jahr 1989 um drei sozusagen blasphemische Intellektuelle dreht, die aufgezwungene Überzeugungen bloßstellen — Alexander Solschenizyn, der seiner Staatszugehörigkeit beraubt wurde, endlich doch in der Sowjetunion verlegt wird, Salman Rushdie, der von einem Ayatollah zum Tode verurteilt wurde, und Václav Havel, der in seinem Land verfolgt, von den Demonstranten in Prag gefeiert wird und von Ihnen einen Preis erhält. Gegen sie stehen alle laizistischen und religiösen Fundamentalismen.

Das fanatisch gesteigerte Laster ehrt die Tugend. Die Literatur sagt mehr Wahrheit aus als die Politik. Wir fragen uns, ob Gorbatschow die große Wende und den Niedergang des sowjetischen Totalitarismus bringt. Wir befragen unsere besten Wirtschaftsfachleute, Strategen und Soziologen. Wir rufen die tiefsten Geheimnisse der Kremlologen zu Hilfe, ohne zu bemerken, daß die Antwort in jeder Buchhandlung gefunden werden kann. Blättern Sie im „Archipel Gulag“, und erraten Sie, was diese Lektüre für die sowjetische Bevölkerung bedeutet. Kommt es, wie angekündigt und bereits begonnen, zur Veröffentlichung dieses Werkes in Millionenausgabe, verändert sich alles.

Das Geheimnis der Zukunft von Gorbatschow soll man nicht im Kaffeesatz ökonomischer Voraussagen suchen, auch nicht im Durcheinander sozialer und nationaler Probleme, noch im Generationenkonflikt in der Nomenklatura. Das Geheimnis von Gorbatschow heißt Solschenizyn. Die Reformen werden irreversibel,

das Geschick des Kommunismus auf die Dauer unabwendbar, wenn und nur wenn der Archipel Gulag den Sowjetbürger mit seiner eigenen Geschichte konfrontiert und ihn zwingt zu schwören „niemals mehr“.

Das sage ich um so leichter, als eine solche Konfrontation auch hierzulande stattfand. Als im Jahre 1945 Fotos und Filme die Welt mit den Schrecken von Auschwitz bekannt machten, hatte dies eine unmittelbare und schmerzliche Wirkung. Davon gibt Ernst von Salomon in seinem „Fragebogen“ auf einzigartige Weise Zeugnis. Von heute auf morgen wagte niemand mehr, sich auf den „Führer“ zu berufen oder auf das nationalsozialistische Credeo. Das war in der Weltgeschichte bis dahin nie dagewesen. Nie zuvor wurde eine ganze Bevölkerung so massiv, direkt und offensichtlich mit Verbrechen konfrontiert, die sie vor kurzem noch beging oder zugelassen hatte. Viele andere Massaker — weniger perfekte gewiß — gab es im Lauf der Zeit. Nie wurden sie insgesamt und auf einen Schlag offengelegt. Sie verloren sich im Raum, ehe Historiker für wenige Leser die Verantwortlichen, die schon in hohem Alter standen, entdeckten.

Im Jahre 1945 holten der Schock der Bilder und das Gewicht der Worte die Verbrecher in flagranti ein. Mehrere Generationen Europäer konnten nicht mehr die Augen verschließen. Mit aufgerissenen Augen lebten sie angesichts der Todeslager, das heißt in der Angst, so wenig wie möglich die Wege, die dorthin führen, geheimzuhalten. Von daher röhrt unser Antirassismus, unser Antikolonialismus, unsere manchmal von Turbulenz begleitete Lust an der Demokratie und unsere endgültige, wenn auch ungenügende Intoleranz gegenüber braunen oder roten Faschismen. Diese negative Pädagogik, diese sekundär sich einstellende Liebe zur Demokratie, die aus einem primär gegebenen und tief verankerten Haß gegen alle Despotie kommt, dieser negativ verstandene Humanismus hat die Welt verändert, den alten europäischen Imperialismus beerdigt, den autochthonen Diktaturen in Spanien und Griechenland die Totenglocke geläutet.

Vielelleicht wird sich die Wirkung des „schlechten Beispiels“ nach 50 Jahren erschöpfen. Dann wird es uns jedenfalls den Geschmack an grundlegenden Freiheiten — sei er auch noch so schwach — gebracht haben.

Nacht und Nebel, die den Gulag umgaben, weichen nicht genauso gewaltsam noch so radikal — im Moment jedenfalls. Seit Chruschtschows Geheimbericht bis zu den gegenwärtigen Diskussionen und Rehabilitierungen wurde die Offenlegung in homöopathischen Dosen verabreicht — nicht ohne Tempoverlangsamung. Die oft in Gang gebracht, aber auch oft unterdrückte, immer gehemmte kollektive Trauerarbeit könnte sich nicht mit einigen nackten schon nicht mehr neuen Zeugnissen, mit vergilbten Fotografien und den beinahe zur Gänze erstickten Stimmen begnügen. Es bedarf der Kraft der Literatur und der unübertrefflichen Genauigkeit eines Solschenizyn, um das russische Volk vor sein Schicksal und seine Verantwortung zu stellen. Was Auschwitz für den Westen war, muß die Kolyma für die innere Erfahrung der Bevölkerung im sowjetischen Herrschaftsbereich werden. Wenn das ausbleibt, wird es keine Demokratie geben.

Mit Václav Havel ehren Sie einen unbequemen Intellektuellen, der weiß, daß er stört, und nicht daran denkt, davon zu lassen. „Der Intellektuelle paßt von seinem Wesen her nirgendwohin. Überall stört er oder ragt irgendwie heraus. Er ist in keiner Schublade restlos einzuordnen.“ Sie überreichen den Friedenspreis einem, der vom Friedensgerede nicht viel hält. Einem, der auf dem Höhepunkt des apokalyptisch anmutenden Pazifismus ganz unfeierlich erklärt, das Wort „Frieden“ würde in ihm

den üblichen Reflex eines sozialistischen Bürgers auslösen — ein ungeheures Gähnen vor lauter Langeweile. Sie ehren zumal einen Schriftsteller, der weiß, daß die Arbeit an den Worten absolut notwendig ist — eine Arbeit, die sich keiner in diesem Jahrhundert ersparen kann, in dem jedes Wort zum Slogan werden kann, in dem der Aufschrei des Herzens so vielen Manipulationen unterworfen werden kann und in dem gute Absichten zur allerschönsten Verpackung schlechter Tage dienten.

Mit Havel, diesem so oft ins Gefängnis gebrachten modernen Sokrates, treten Sie in eine Geschichte ohne Illusionen ein. Das Trugbild der strahlenden Zukunft verdeckt nicht mehr Ihren Blick. Sie schauen direkt auf das Böse — das Böse, das wir stets begehen können, nachdem es von mir oder meinesgleichen einmal begangen worden ist.

Es ist würdig, daß in der Paulskirche, dieser symbolischen Stätte der ersten deutschen Demokratie, ein Schriftsteller und Denker gefeiert wird, der die Demokratie nicht auf der Kraft, zu etwas zu überreden, sondern auf der Kraft, von etwas abzuhalten, gründet, nicht auf frommen Vorstellungen, sondern auf der luziden Einsicht in Gefahren, nicht auf leeren Versprechungen, sondern auf der Erinnerung an das Unerträgliche. Grüßen wir einen Humanisten, der uns jede Lobeshymne erspart, der zwar nicht weiß, was der Mensch sein soll, der aber wohl weiß, was er nicht tun darf.

Es ist würdig, daß die Vaterstadt Goethes einen blasphemistischen Schriftsteller ehrt, der bloßstellt, der sich weigert, unsere Absurditäten dialektisch aufzulösen.

Humorlose Leser — wie dies oft militante Ideologen und Universitätsleute sind — identifizieren naiv die List der Vernunft, dieses Wundermittel Hegelscher Politik, mit den Worten des Mephisto im „Faust“, mit denen er sich als ein Teil von jener Kraft, die „stets das Böse will und stets das Gute schafft“ vorstellt. Das Jahrhundert von Solschenizyn und Havel tut das Gegenteil. Zumeist tut es das Böse im Namen des Guten. Die mephistophelische List war listiger als die Vernunft, die das Gute will.

Der Ironiker Goethe, wenn er denn einer war, wußte nichts von der Umkehr des Teufels zu guter Letzt, eines Teufels, der um so mehr da ist, als wer uns glauben lassen will, es gebe ihn nicht. Der alte und blinde Faust bildet sich noch ein, die Welt zu verändern, doch die Hacke der Zukunftsbauer, die er im Ohr hat, ist die der Lemuren, die sein eigenes Grab schaufeln. Im 19. und 20. Jahrhundert treten intellektuelle Seelenmasseure, Glückspropheten, Verkünder einer nie dagewesenen neuen guten Nachricht in Massen auf. Dagegen kehren mit Havel Teiresias und Jeremias, die Propheten des Unheils und der Verpflichtung zur Wachsamkeit, zurück. Wir „müssen manchmal in den Abgrund des Elends stürzen, um die Sterne zu sehen“. So spricht der Dichter Havel „in düftiger Zeit“.

Aus dem Französischen von Helmut Kohlenberger